

(Nachdruck verboten.)

101

## Proletarier.

Von Christen Bundgaard.

6.

Trüb und stumpf hatte Martin, der Kleinknecht, weiter geradert. Aber die Kälte in seinem Innern nahm zu, das niederdrückende Gefühl von seiner Verlassenheit und Unbedeutendheit.

Nun gab es keinen Landstreicher mehr mit gewaltsamen Gedanken, an denen die Phantasie sich anklammern konnte, keinen, mit dem er die langen und kalten Stunden der Kammer teilte. Hier saß er nun allein mit den eigenartigen Visionen seiner Kinderseele, Visionen, in Kälte und Dunkelheit geboren.

Die Gefühle in seiner Seele wuchsen ins Krankhafte, und sein ganzes Naturell hatte sich aufs Besonderlichste verdreht und war mißgestaltet geworden in der Vereinsamung, der er überlassen war. Sein Inneres wurde durchsetzt vom sauren Gift des Lebens, und dieses Kind, das so still und eingeschüchtern erschien, brütete über einer Bitterkeit und einem Haß, der einmal übers andere als Niederichlag erwachender und unentwickelter Triebe reagierte. Und dieser weiche Kindermund mit den bebenden Angstzügen hatte Worte gesprochen, vor denen Erwachsenen grauen würde. Er hatte in den einsamsten Stunden der Nacht, vom Weinen übermannt, den Höchsten selbst verwünscht und verhöhnt. Sein verirrtes Blick war in einem kühnen Moment hinter den Vorhang geflattert, wo Er selbst sitzt, der den Nagel der Welt in seiner Hand hält.

Durch die verlassenste Tiefe der Nacht, über die öden Gründe des Lebens geht der Weg nackter Proletarierkinder. Sie grüßen den Tagesdämmer mit dunkelheitstüchtem Schrei — denn die Stunde der Erlösung bricht an für alle erdgeborenen Nachkommen.

Hoch oben in der verschleierte Luft hing die Sonne wie eine glühende Metallplatte.

In dem heißen Licht lagen Feld und Wiese zu beiden Seiten der Landstraße, und inmitten des grünen Grasbodens standen die Blumen und dufteten — tausende blaue und tausende rote. Aber die Landstraße selbst erstreckte sich weiß und staubig in die Landschaft hinein. Von jedem Ort führen viele Wege in die Welt hinaus, aber Martin kam diesen entlang. Er war nämlich auf dem Wege in die Welt. Nun wollte er versuchen, was sie für ihn bereit hatte, deshalb war er von allem fortgelaufen.

So lief er denn, mit einem kleinen Bündel unter dem Arm, ein ungeduldiges Sehnen in seinen großen aufrichtigen Augen mit der allerfröhlichsten Unbestimmtheit dem Leben direkt in den Schlund hinein; trotzdem ihm jeder Narr hätte erzählen können, daß er gerade so gut in die leere Luft hinein oder ins Wasser hätte spazieren oder den Herrgott bitten können, ihn zu sich zu nehmen.

Aber gab es denn nicht viele, arm wie er, die es zu etwas gebracht hatten, vorwärts gekommen waren? Erzählte man sich nicht hundert und mehr Märchen von armer Leute Kinder, die in die weite Welt hinausgezogen waren und Königreiche, alle Schätze der Welt errungen hatten?

Aus den Erzählungen des Landstreichers war es ihm so dunkel im Gedächtnis haften geblieben, daß unten in der Marsch so fürchterlich viel Geld zu verdienen war.

Und da er keine andere Vorstellung hatte, verkaufte er sein letztes Hünfronenstück mit einem kleinen braunen Billett. Er konnte sich nicht helfen, er mußte bei dem Handel seufzen — nun war ja alles auf eine Karte gesetzt.

Und als er nach Tondern kam und der Vermieter ihn sagte, daß er keine Arbeit für ihn hätte — da stand der arme Junge und konnte gar nicht begreifen, was das bedeutete. Er hatte nur eine Vorstellung davon, daß er dann auch nicht leben könne, aber — es konnte sich ja doch nicht so verhalten.

„Kommen Sie ein ander Mal wieder“, sagte der Vermieter. „Vielleicht findet sich später etwas.“

Martin empfand, als er aus der Stadt ging, wie alle Menschen es ihm ansehen konnten, was für ein armer Kerl er war, der nicht wußte, wo er in der Nacht schlafen, noch wie er am anderen Tage das Leben fristen sollte.

Ein ander Mal wiederkommen. Ja, aber — — Jetzt überkam es ihn mit sonnenklarer Angst, daß er der Unmöglichkeit gegenüberstand. Ein ander Mal konnte er ja gar nicht mehr auf der Welt sein. — Draußen auf dem Felde konnte man seinen zernagten Körper finden . . . dort draußen, wo er notgedrungen sterben mußte — denn es war ja faktisch — es war unmöglich. . . . Er wußte nicht, wo er gehen und stehen sollte.

Er sank an einer Gafelhecke um und schlief — schlief gleich hier auf der harten Schwelle der Welt, an diesem öden Ort unter allen Menschen.

Und die Träume vermehrten seine Leiden. Er ermattete und wand sich im Fieber.

Blöcklich fuhr er aus seinem wirren Schlaf in die Höhe. Die Sonne war fort, und starke Windstöße jagten über ihn dahin, große, kalte Regentropfen fielen ihm auf Gesicht und Hände. Er sprang auf, setzte sich den Hut auf den Kopf, ergriff den Rucksack und stolperte auf die Straße hinaus.

Wo sollte er Schutz suchen, und wo gab es für ihn eine Stätte in der Nacht?

Nie war es ihm noch passiert, daß er in der Nacht kein Bett zum Schlafen gehabt hätte. Ein Gefühl der Heimatlosigkeit ergriff ihn mit all seiner Unheimlichkeit, aber der immer heftiger herabpeitschende Regen zwang ihn vorwärts.

In kurzer Entfernung, links von der Landstraße, sah er einiges Buschwerk, und um ein wenig warm zu werden, lief er dorthin so schnell er konnte.

Die Straße entlang kam jemand — er hielt deshalb mit Laufen inne und ging ruhig und langsam. Der Kommende ging ohne Gruß dicht an ihm vorüber, aber er sah ihn so merkwürdig an, kam es Martin vor.

Und da fielen ihm alle die Geschichten von Mord und Ueberfällen und Vergewaltigungen ein, die hier in den Grenzdistrikten, wo allen möglichen Auswurf aus beiden Ländern der Weg hinüberführt, so häufig vorkommen sollten.

Es ist wohl das Beste, zu warten, bis er fort ist, dachte Martin — damit er nicht sieht, wo ich hingehe.

Obwohl der Regen ihm kalt über den Rücken rieselte, blieb er doch stehen und sah dem Wanderer nach, bis dieser ungefähr in der Stadt war. Dann beeilte er sich, das Gebüsch zu erreichen.

Dies erwies sich als einstiger großer Garten, dort fand sich sogar noch ein Gartenhäuschen mit vielen Fenstern und Glascheiben in der Tür.

Aber was es so schnell wie möglich zu erreichen galt, war ein Obdach vor dem Regen und eine Schlafstätte für die Nacht.

Am der einen Seite des Gartens führte ein mit Dornen überwuchterter Graben entlang. Der Graben war trocken, aber Disteln, Schierling und allerhand Unkraut bemühten sich, ihn völlig zu verschließen. Geling es Martin, durch die Dornen in den Graben hineinzuschlüpfen, so war er für diese Nacht einigermaßen geborgen. Die Dornen zerfachten ihm die Kleider bis auf den Körper, und als er endlich im Graben war, mußte er sich zunächst die Dornen aus den Fingern ziehen.

Dann machte er sich unter Unkraut und Zweigen einen Platz zurecht und legte sich zur Ruhe, den Rucksack unter dem Kopf und die Jacke, die er ausgezogen hatte, über das Gesicht.

Hier fühlte er sich sicher und beruhigt, und in einer Art von Behagen zog er die Beine in die Höhe, während er auf den tausenden Regen und auf den Sturm lauschte, der die Bäume über seinem Kopf rüttelte.

Und während die Dunkelheit immer dichter wurde, schlief er ein — ein armer Knabe, dessen zukünftiges Heim nichts anderes war, als ein Straßengraben.

Als Martin erwachte, war er durchweicht und steifgefroren. Wie lange er geschlafen hatte, wußte er nicht; vielleicht eine halbe Stunde, vielleicht die halbe Nacht. Durch die Stockdunkelheit peitschte der Regen herab und jedesmal, so bald der Wind sich in den Wäulen versang, ergossen sich Ströme Wassers über ihn.

Das Wasser patzte im Graben unter ihm, und er konnte dort nicht länger bleiben. Er mußte hinaus, durch die stehenden Dornen, hinaus in den Regen und die Dunkelheit

und anderswo Schutz suchen. Durchweicht und zerstoßen entkam er aus seiner Höhle.

Wenn er nur zum Gartenhause hinfinden konnte, das mußte wohl imstande sein, ihm ein wenig Schutz vor dem Unwetter zu geben. Er stolperte über etwas, taumelte in eine Rinne, verwickelte sich in ein Gebüsch — wand sich durch und vorwärts — fühlte nach allen Seiten umher, gegen den Sturm ankämpfend.

(Fortsetzung folgt.)

## Magister, Söldner und Vagant.

I.

Zwischen dem elften bis dreizehnten Jahrhundert stoßen wir auf eine Kategorie „fahrender Leute“, die sich „Goliarden“ nannten. Es waren studierte Geistliche, welche, da sie wegen Ueberproduktion in diesem Verufe und mangels vakanter Pfarren keine Brotstelle erlangen konnten, mit anderem Bettelvolk die Landstrassen unsicher machten. Eigentlich wirkten sie wie Sauerteig unter den „Landfahrern“; um aber als etwas Besonderes zu gelten, bedienten sie sich des Lateins als Umgangssprache, das sie natürlich auch erst recht in ihren Liedern und Satiren zur Anwendung brachten. Später treten die landfahrenden Studenten auf. Erst während des dreißigjährigen Krieges verlor sich nahezu jeder Straßenbettel, weil das Elend zu groß war.

Es hat aber doch hier und da akademisch gebildete Leute gegeben, die durch irgend welche ungünstigen Verhältnisse auf Abwege gerieten und ein abenteuerliches Leben führten. Diese Erscheinung machte sich gerade in der deutschen Genieperiode bemerkbar, um die Zeit, da Goethe seinen Berther dichtete. Betrachtet man die Jämmerlichkeit des engen Kleinbürgerlichen Lebens, so kann es nicht wundernehmen, wenn damals eine Anzahl schriftstellerisch oder dichterisch begabter Leute elend verkam. Natürlich ging die Verlotterung des einzelnen Hand in Hand mit den völlig verrotteten Zuständen, und man soll sich sehr hüten, immer und in allen Fällen deren armen Opfer ganz allein die Schuld aufzubürden.

Einer, dessen Name doch auf uns gekommen ist, ist Friedrich Christian Lauthard. Nur der Umstand, daß dieser Mann nicht bloß die Schicksale seines eigenen Lebens, sondern in ihnen zugleich die Zeitumstände, insofern diese in sein Dasein eingriffen, beschrieb, hat, führte ihn selbst unserer Gegenwart näher. Professor Paul Holzhausen in Bonn hat nun das fünfändige Memoirenwerk Lauthards in verkürzter Gestalt unter dem Titel „F. Ch. Lauthards Leben und Schicksale“ (Stuttgart, Robert Luz 1908. Zwei Bände; Preis brosch. 11 M., gebd. 18 M.) herausgegeben. Man muß ihm dankbar dafür sein, denn die Kürzung hat den Schilderungen nicht nur nichts von ihrer Stofffülle genommen, sondern auch zur ununterbrochenen Lebendigkeit des Ganzen beigetragen. Von künstlerischer Dekonomie war bei Lauthard keine Spur; er litt eben an der weitschweifigen Geschwähigkeit der meisten seiner schriftstellerischen Zeitgenossen. Allem war auch immer ein pädagogischer Zweck zugrunde gelegt; das Philosophieren und Moralpredigen gehörte zum Rüstzeug jener Zeit. Es schadet gar nichts, daß aller Floskelkram, der ja nur den raschen Gang der Vektüre stören würde, ausgemerzt ist. Dagegen gewinnt das Charakterbild des Magisters Lauthard viel an Sympathie.

Zweifellos war die lockere Erziehung mit Schuld an seinem verfehlten Leben. Mehr noch trugen die verkommenen Zustände auf den Universitäten dazu bei. Es wäre nämlich vollständig verfehlt, wenn man annehmen wollte, daß die heraussteigende klassische Literaturepoche einen wohlthätigen Einfluß auf die Wälderung der rauhen Sitten, zum wenigsten innerhalb des akademischen Lebens an den Hochschulen ausgeübt hätte. Was ging die Jenenser Studentenschaft auch ein Schiller, Herder und Goethe an! Für seine Giegener Studentenzeit führt Lauthard folgende Verse aus einer Beschreibung an, die „zwar elend“ sind, aber doch ersehen lassen, was für Eigenschaften man an einem honorigen Giegener Burschen gefordert hat. Man höre nur:

Wer ist ein rechter Bursch? Der, so am Tage schmauset,  
Des Nachts herumschwärmert, wegt\*) — —  
Der die Philister schwängt,\*\*), die Professoren prellt,  
Der stets im Karzer sitzt, einhertritt wie ein Schwein,  
Der überall besaut, nur von Blamagen rein,  
Und den man mit der Zeit, wenn er g'nug renommieret,  
Zu seiner höchsten Ehr' aus Gieken relegieret —  
Das ist ein firmer Bursch; und wer's nicht also macht,  
Nicht in den Tag 'neinlebt, nur seinen Zweck betracht,  
Zus Saufhaus niemals kommt, nur ins Kollegium,  
Was ist das für ein Kerl? — Das ist ein Draßikum!\*\*\*)

\*) Das heißt: Mit dem Degen auf das Pflaster haut, daß die Funken daraus sprühen.

\*\*) Nicht bezahlt, anföhrt.

\*\*\*) Ein damals bekannter Schimpfname, womit man Bursche belegte, die anderwärts „Teefessel“ genannt werden. L.

Saufgelage — bis 14 Tage lang hintereinander! — Schlägereien, gemeinste Zotenmacherei, Verführung der Bürgerstöchter, Liebslei mit Professorenweibern, Coqnonnerie, ansteckende Geschlechtskrankheiten waren an der Tagesordnung. Wer konnte da standhaft bleiben? Was so ein Giegener Bursch zu leisten hatte, ergibt sich bei Lauthard. Nach einem einzigen, „fidel und burchilos“ zugebrachten Sommer hatte er sich im nahen Weglar eine „gefährliche Galanterie“ zugezogen, sich zweimal geschlagen, war drei- oder viermal im Karzer gefessen usw. usw. So klein damals die Univerfität war — ungefähr 250 Studenten — fielen doch innerhalb acht Tagen mehr als 80 Schlägereien vor! . . . Ähnlich ging es in Jena zu. Wir wissen ja, daß sich Schiller genug über die Jüggellosigkeit der „Mujenöhne“ dort beklagt hat. Lauthard machte einmal einen Ausflug nach Jena. Er nahm seinen Weg zunächst durch Hessen-Kassel, dann durch verschiedene Thüringer Duodezstaaten.

„Auf dieser Fahrt — schreibt er — hatte ich nun so recht Gelegenheit, die niedere Klasse der Einwohner dieser Länder kennen zu lernen. Im Hessen-Kasselschen hatte ich hierzu vorzüglich Gelegenheit. Ich merkte es gar zu genau, daß ich in ein Land kam, wo ziemlich überspannte Grundsätze herrschen. Die Bauern waren durchaus arme Leute, und eben damals — 1776 — hatte der Landgraf seine Untertanen nach Amerika verhandelt. Da liefen einem die halbnackten Kinder nach und klagten, daß ihre Väter nach Amerika geschickt wären, und daß ihre armen verlassenen Mütter und ihre alten abgelebten Großväter das Land bauen müßten. Das war ein trauriger Anblick. Dergleichen empört tausendmal mehr, als alle sogenannten aufrührerischen Schriften; jener ergreift und erschüttert das Herz, diese beschäftigen meist bloß den Kopf. Aber von diesen will man nichts wissen, um sein Treiben desto ungeörter fortsetzen zu können — wie wenn es nicht weit aufrührerischer wäre, aufrührerisch zu regieren, als aufrührerisch zu schreiben, zumal da dieses größtenteils eine Folge von jenem ist. . . . Ich gab soviel von meiner Barschaft her, als ich entbehren konnte. Ich sprach in allen heftigen Schenten ein und hörte da nichts als Klagen und Verwünschungen.

Ich stehe dafür, wenn ein Fürst zu Fuß und unbekannt eine Reise durch seine Länder machte, es würde manches geändert werden. Aber so sitzen die guten Herren in Schlössern und in Zirkeln, wo Not und Armut fremde Namen sind, und da lernen sie die Beulen und Wunden nicht kennen, an denen ihre armen Untertanen krank liegen. . . .“

Nach dem Abzug von Gieken mußte Lauthard nach Hause. In Frankfurt, wo er sich dem Suf und großen Ausschweifungen überließ, wäre er auf ein Haar — österreichischer Soldat geworden. In einer Kneipe, wo Werbeoffiziere und Unteroffiziere ihr Quartier aufgeschlagen hatten, war er im Rausch auf Handgeld erworben worden. Andern Morgens machte er freilich große Augen, als ihm die Tatsache bekannt wurde. Der Major indes nahm Lauthard die Dufaten wieder ab und ließ ihn laufen. Zu Hause einige Zeit. Dann ging's auf ein Jahr nach Göttingen zwecks Verbollständigung des geistlichen Studiums. Wieder ins Elternhaus nach Wendelsheim in der Rheinpfalz — hier wirkte der Vater Lauthards als Pfarrer und hier wurde der Sohn am 7. Juni 1767 geboren — zurück! Irgendwo macht er sich mit Voltaires Schriften, Rousseaus „Nouvelle Héloïse“, „Emile“, ferner mit dem „Esprit de lois“ (Geist des Rechts) von Montesquieu usw. bekannt. Sie befestigten ihn ungeheuer in seiner Freigeisterei. Lessings „Wolfenbütteler Fragmente“ taten das ihrige dazu und ein höchst loderes Leben ringsum war auch wenig geeignet, den jungen Theologen Bahrdt-Semlerscher Richtung der Kanzel näher zu bringen. Gleichwohl muß Lauthard Umschau nach einer Pfarre halten; doch schlugen alle Versuche fehl. Dieses Kapitel wirft übrigens gresse Schlaglichter auf die Korruption innerhalb der protestantischen Kirche. Nicht bloß, daß die Erlangung einer noch so jämmerlichen Dorfpfarre von Kauf, Zwangsheirat der Witwe des Amtsvorgängers, Versteckung der Hofschranzen, Konfistorialbeamten und anderen Zufälligkeiten abhing — selbst die Moralität der „Amtsbrüder in Christo“ war unter aller Kanone. Durch Sauferei, Weibererzesse, Prügelleien usw. zeichneten sich jene „Seelsorger“ fast ohne Unterschied aus.

Es beginnt nun ein unstetes Wanderleben. In der ganzen Pfalz, im Hessischen. Endlich kriegt Lauthard eine Vikarstelle in Franken. Die Herrlichkeit dauert aber nicht lange. Lauthard macht sich mächtige Feinde und wird kurz und bündig seines Postens enthoben. Der Vater sagt sich von ihm los. Abermals geht's auf die Wanderschaft. Nach Straßburg im Elsaß. Nach fünf Wochen aber nach Hause. Der Vater hatte wieder veröhnlich geschrieben und Geld zur Heimreise mitgeschickt. Zwar versucht Lauthard sich wiederum als Vikar; allein auf die Dauer war es doch nicht gegangen — der Lüderlichkeit wegen.

Also nahm Lauthard eine ihm durch Professor Semler besorgte Stelle als Lateinlehrer am Halle'schen Waisenhaus an. Wir erfahren jetzt auch manches zur Naturgeschichte der Hallenser und Leipziger Studentenschaft. Anmutend ist's grade nicht. Strolachum und Lotterleben auch hier, obwohl in anderen Formen. Im abgesehenen Waisenhaus war es Lauthard bald zu einsam geworden. Er zog in die Stadt und machte das Magisterexamen. So hatte er nun seinen „akademischen Gradus und konnte ein großes M. vor seinen Namen pflanzen.“ Er durfte aber auch Vorlesungen halten. Allerdings kam dabei nichts für ihn heraus — als daß er in das alte Sauf-

Lumpeneleben zurückfiel, was viel Vergernis bereitete und ihm vollends die akademische Laufbahn verbarb.

Um sich vor allem Elend zu retten, wurde er schließlich — Soldat. Seitdem kriegte er das Kalbfell nicht mehr vom Buckel. Es ist nun ganz interessant, Laufhard zu folgen. Wir erfahren näheres über das Werberumwesen, über die soldatische Verderbtheit usw. Wir begleiten ihn auf Marschen über Berlin nach Schlesien und wieder zurück. Ueberall macht er seine Beobachtungen. Das Berliner Dinrentwesen usw. wird mit derber Offenheit bloßgelegt. In der Folge gibt's Manöver, Urlaub in die Heimat. Dies war aber nicht so leicht geworden. Laufhard hatte Schulden bei verschiedenen „Manichäern“; die wollten zuvor bezahlt sein. Endlich kam er los, nachdem Kaution erlegt worden war. Als der Urlaub abgelaufen war, mußte Laufhard wieder zum Regiment nach Halle. Hier gab er nebenher Stunden. Vielleicht würde er noch einmal ein akademischen Lehrtätigkeit zurückgewonnen worden sein, wenn nicht sein Gönner Semler gestorben wäre. Das geschah im Jahre 1791. Jetzt war's aus für immer. Im nächsten Jahre ging's an den Rhein.

In Koblenz, wo das Regiment im Juli 1792 Quartier aufschlug, wimmelte es von französischen Emigranten. An der Seine hatte die Revolution begonnen; daher die Rote herübergelaufener Royalisten: „Dieses schändliche und schredliche Ungeziefer.“ Sie „verachteten uns Deutsche mit unserer Sprache und unserer Sitten ärger als irgend ein Türl die Christen verachtet.“ Damals hatten sie noch Geld vorkauf, und folglich die Mittel, sich alles zu verschaffen, was sie gelüstete. Natürlich waren sie auch gewöhnt, das Geld auf die tollste Art zu verputzen. „Die kostbarsten Speisen und der edelste Wein, der bei ihren Bacchanalien den Fußboden herab floß, waren für sie nicht kostbar und edel genug. Für einen weischen Hahn zahlten sie fünf große Taler ohne Bedenken. Mancher Küchengezettel, nicht eben eines Prinzen oder Grafen, sondern manches simplen Edelmannes, kostete oft vier, fünf und mehr Karolins (ein Karolin war zirka 6/7 Taler). Die Leute schienen es ganz darauf anzulegen, brav Geld zu zerplittern; sie zahlten geradehin, was man verlangte. Ich sagte einmal zu einem, daß er etwas zu teuer bezahlte. „Lo français no rabat pas“ (Der Franzose handelt nicht ab), erwiderte er und gab kein Geld. Die Emigranten waren alle lustige Brüder und Windbeutel von der ersten Klasse. Den ganzen Tag schälerten sie auf der Straße herum, fangen, hüpfen und tanzen, daß es eine Lust war anzusehen. Sie gingen alle prächtig gekleidet und trugen schredliche Säbel. Die Säbel wurden größtenteils in Koblenz verfertigt, und so hatten die dasigen Schwertfeger Arbeit und Verdienst genug.“ . . . Mit dem Brambarasieren, das diesen Leuten eigen war, riß eine greuliche Sittenverderbnis ein. „Hier in Koblenz“, sagte ein ehrlicher alter Frierscher Unteroffizier, „gibt's vom zwölften Jahre an keine Jungfer mehr; die verfluchten Franzosen haben hier weit und breit alles so zusammengekirrt, daß es Sünde und Schande ist.“ Und Laufhard setzt hinzu: „Das befand sich in der Tat so; alle Mädchen und alle noch etwas brauchbaren Weiber, selbst viele alte Beischwestern nicht ausgenommen, waren vor lauter Liebelei unausstehlich.“ . . . Aber „so wie in Koblenz hatten die Emigrierten es an allen Orten gemacht, wohin sie nur gekommen waren. Der ganze Rheinstrom von Basel bis Köln ist von diesem Auswurf des Menschengeschlechts vergiftet und verpestet. . . Die infame Krankheit, welche man schon in den Rheingegenden „Emigrantengalanterie“ nennt, ist allgemein und allen Ständen mitgeteilt. Hätte auch jeder ausgewanderte Franzose ganze Kisten voll Gold mit nach Deutschland gebracht, so wäre das doch lange kein Ersatz für das Elend, worin sie unsere deutschen Weiber und Mädchen, und durch diese einen so großen Teil unserer lüsterne Jugend gestürzt haben. Man gehe nur an den Rhein und frage, und man wird über die Antwort erstaunen und erschrecken. Schon allein in Koblenz fand man über siebenhundert infizierte Weibspersonen, als man ihnen nachher unentgeltliche Heilung anbot“ . . . Infolge aller solcher Zustände wurden die Emigranten schließlich auf Befehl des Herzogs von Braunschweig aus Koblenz verwiesen. „Es waren ihrer mehrere Tausend“, berichtet Laufhard. „Der Abzug geschah des Nachts, weil sie sich schämten, am hellen Tage eine Stadt zu verlassen, wo sie so lange den Meister gespielt hatten. Ihnen folgte vieles Lumpengefindel, besonders weiblichen Geschlechts, nach. Sie nahmen ihren Weg nach Neuwied, Limburg, Bingen oder sonstwohin“ . . .

Nun ging der Kriegszug nach Frankreich hinein — eine fürchterliche Kampagne unter ewigen Regengüssen. Laufhards Beiträge zu dieser blamablen Affäre sind von Interesse und Wichtigkeit; einmal für die Kenntnis der Beschaffenheit des deutschen Heeres, dann auch besonders für die politischen und Sittenzustände im Lagerleben und in der Kriegsführung. Die Brandstifterei begann gleich am ersten Tage nach dem Einmarsch in französisches Gebiet. Es war im August 1792. „Das Getreide stand noch meistens im Felde, weil dieses Jahr wegen des anhaltenden Regens die Ernte später als gewöhnlich fiel. Das Fouragieren ging so recht nach Feindesart: man schnitt ab, riß aus, zertrat alles Getreide weit und breit und machte eine Gegend, woraus acht bis zehn Dörfer ihre Nahrung auf ein ganzes Jahr ziehen sollten, in weniger als einer Stunde zur Wüstenei. . . In den Dörfern ging es noch weit abscheulicher her. . . In einem Dorfe Brehain la ville sollten die Soldaten Holz und Stroh holen. Es aber diese Dinge genommen wurden, untersuchten die meisten erst die Häuser, und was sie da anständiges vorfanden, nahmen sie mit, als: Leinwand, Kleider,

Lebensmittel und andere Sachen, welche der Soldat entweder selbst brauchen oder doch an den Marktleber verkaufen kann. Was dazu nicht diente, wurde zertrümpert oder sonst verderben. So habe ich selbst gesehen, daß Soldaten vom Regiment Waldeck ganze Service von Porzellan im Pfarrhof und anderwärts zertrümperten; alles Töpferzeug hatte daselbe Schicksal. Aufgebracht über diese Barbarei, stellte ich einen dieser Leute zur Rede, warum er einer armen Frau, trotz ihrem bitteren Weinen und Hänheringen, das Geschir zertrümpert und alle Fenster eingeschlagen habe? Aber der unbesonnene wußte Kerl gab mir zur Antwort: „Was Sacerment soll man denn hier schonen? Sind's nicht verfluchte Patrioten? Die Kerls sind ja eigentlich schuld, daß wir soviel ausstehen müssen!“ Und damit ging's mit dem Ruinieren immer vorwärts. . . Daß die Frauen geschändet und mißhandelt, daß die Schafferden und Schweine aus ihren Ställen ins Freie gejagt, dann gefangen und im Lager verzehrt wurden, daß die Soldaten nachts von ihrem Wachposten in die Dörfer auf Beute gingen, gehörte mit zu dem graufigen Wilde. „Die armen Leute in den Dörfern, die sich ihres Auskommens nun auf lange Zeit beraubt sahen, schlugen die Hände zusammen und jammerten erbärmlich, aber unsere Leute ließen sich von dem Angstgeschrei der Elenden nicht rühren und lachten ihnen ins Gesicht oder schalteten sie Patrioten und Spitzhüben.“ . . .

Uebrigens wurde das Plündern um so ärger betrieben, je tiefer das deutsche Heer nach Frankreich kam. Von Longwy ging's nach Verdun, bis es zu der bekannten Kanonade von Valmy kam. Nun wäre es den Deutschen beinahe sehr übel ergangen; die Franzosen ließen sie jedoch unter Gewährung eines Waffenstillstandes den Rückzug antreten. Das war denn die große Retirade im Herbst 1793. „Und der Regen regnete jeglichen Tag“; alle Wege waren in Kot verwandelt, in dem man bis an die Knie waten mußte. Das Wasser lief immer in die Zelte und machte das Lagerstroh über Nacht zu Mist. Morgens krochen die armen nassen Soldaten wie Säue aus ihren Lagern. „Die weißen Westen und Hosen waren über und über voll Schmutz, und noch obendrein vom Nause gelb und rüchig; die Gamaischen starren von Kot, die Schuhe waren größtenteils zersezt, so daß manche sie mit Weiden zusammenbinden mußten; die Röcke zeigten allerlei Farben von weißem, gelbem und rotem Lehm, die Hüfte hatten keine Form mehr und hingen herab wie die Nachtmilgen; endlich die gräßlichen Härte — denn wer dachte da ans Rasieren! — gaben den Burichen das leidige Aussehen wider Männer. . . Die Gewehre waren voll Rost und würden gewiß versagt haben, wenn man hätte schießen wollen.“ So sahen also die „sonst so gepuderten Herren Preußen“ aus! Später hatten sie schon gar kein Schuhwerk mehr. Sie watenen barfuß durch den entseztlichen Kot und rissen ihre Füße an den spigen Steinen blutig. „Viele hatten ihre zersezten Schuhe auf die Gewehre gehängt, andere trugen sie in der Hand; manche hatten Lappen und Heu um die Füße gewickelt. . .“ Kein Wunder, daß viele Soldaten desertierten, bevor die deutsche Grenze überschritten wurde (21. Oktober 1793). „Zigeunermäßig genug“ lamen die „Herren Preußen“, aber auch die „Herren Deserteure“ und messieurs les émigrés auf deutschen Boden zurück; „aber auch hier hatte das Elend und die Not noch kein Ende. Wir lagerten uns in den Kot, und zwar ohne Lagerstroh“. Schredlich sah es in den Lazareten aus, die meisten Kranken starben, weil es an allem fehlte. . .

## Im Gefängnis.

Von Olgitt, Autorisierte Uebersetzung von H. Lampert,

(Schluß.)

So verstrich der fünfte Tag, dann der sechste, der siebente . . . Am achten Tage konnte auch der alte Philosoph nicht mehr umhergehen und legte sich nieder. Die ganze Atmosphäre des Gefängnisses atmete Spannung. Jetzt redeten schon viele von Hitze, und die herrschende Stille wurde oft von schrillen Schreien aufgeschreckt.

Das Gefängnis gleicht jetzt einem fieberhaften Strom. Der Strom reißt alle mit sich fort, schaukelte und wiegte sie auf seinen trüben Wellen, und treibt sie immer weiter und weiter. Ueberflüssige Gedankenfetzen, Bruchstücke vermorrener Träume, alter Erinnerungen, welcher, geknitterter Wilder jagen den Strom hinab, und drängen und stoßen sich und drehen sich im wilden Wirbel und eilen hastig immer vorwärts, immer vorwärts . . .

Von Hunger ist längst nicht mehr die Rede, die Menschen sind unempfindlich geworden gegen jeden Schmerz, sie sinken nur immer schneller und schneller herab in einen tiefen schwarzen Schlund. Blöbliche Gedanken zuden manchmal wie Blitze durch ihre müden Hirne, das wußte Lohwobohu grell durchleuchtend, und verschwinden wieder; an ihrer Stelle tauchen dann bleiche, falsche Funken auf, tanzen im wilden Reigen und fladern mit blauem Schwefellicht. Immer weiter ergießt sich der trübe Strom, immer rascher und wilder wird der Tanz seiner Wellen. Alles versinkt immer tiefer und gleitet langsam hinab, alles bewegt, alles schaukelte sich — nur Josephs Stimme tönt in ihrer ewigen Weise: „Aus den faulen Sümpfen, aus den feuchten Gräben, aus den tiefen Tälern hat sie sich erhoben — gans in Schwarz gehüllet. Ihre

Augen — Spiege, ihre Haare — Schlangen, ihre Finger — Krallen; schwarze Samen sät sie, gift'ge Körner streut sie, sie tötet junge Blumen, dörrt die grünen Wiesen, lösch't der Sterne Leuchten. . . .

Unmerklich flossen die Tage dahin. Die Zeit hatte ihren Lauf gehemmt. Es schien, die ganze Welt wäre krank, die ganze Welt drehte sich in wahnsinnig grauem Reigentanz.

Golde lag in ihrer Zelle wie eine verklärte Heilige, mit einem Gesichtsausdruck, als lauschte sie auf etwas in ihrem Innersten, als ob die ganze Welt für sie nicht mehr existierte. Ihre schweren blonden Flechten ruhten auf der groben Leinwand des Gefängnistiffens und leuchteten, wie eine goldene Krone. Ein träumerisches Lächeln schwebte auf ihren Lippen. Ihre Zelle hatte mehr Licht als die übrigen, und die finsternen Gestalten schienen nicht zu wagen, ihre Schwelle zu überreten. Sie war ruhig und still.

Wir haben gesiegt. Am neunten Tag. Wir hatten ein kleines Stück Freiheit im Gefängnis erobert, den Druck unserer Ketten etwas gemildert.

Der Tag ging zur Reize, als sie unsere Türen öffneten. Wir durften nun, wie früher, mit einander verkehren, uns alle versammeln, wir führten unsere alte „Gefängnisrepublik“ wieder ein, und der Philosoph wurde wieder an die Spitze unserer „Gemeinde“ gestellt.

Noch waren die schwarzen Hungergestalten nicht ganz gewichen. Noch rauschten ihre Flügel in der Luft, noch schauderten wir kalt zusammen, wenn sie an uns vorbeistrichen. Noch war das Gefängnis wie im Fieber. Aber nach und nach färbten sich die bleichen Wangen mit dem Rot der Freude, die Augen verloren ihren unnatürlichen Glanz.

Wir versammelten uns alle in einer Zelle. „Unser Schwesterchen“ war auch unter uns. Sie hatte schon keine Kraft mehr zum Gehen und wir trugen sie auf den Händen aus ihrer Zelle in die unsere und legten sie behutsam auf weiche Kissen.

Sie hatte sich fast nicht verändert, aber zarter, feiner, edler war sie geworden in diesen Tagen. In einer weißen Bluse mit kurzen Ärmeln und offenem Hals sah sie ganz aus wie ein Kind. Kindlich war auch ihr Lächeln, kindlich die schwachen Bewegungen ihrer Hände. Sie sprach fast nichts, aber lauschte aufmerksam allem, was wir sagten, und es schien, als fühle sie in unseren Reden einen verborgenen Sinn, den die anderen nicht kannten.

Sie sagte nicht. Aber es lag etwas in ihren großen, zu großen dunkel gewordenen Augen, es lauerte etwas in ihren Mundwinkeln, es war etwas in ihrer ganzen Gestalt, was uns alle fast erschauern ließ und unsere Herzen eiskig zusammenprekte. Zu still ward es plötzlich unter uns, als wir sie erblickten.

Einer von uns wollte das drückende Bangen verschuchen. Mit gekünstelt-fröhlicher und zu lauter Stimme rief er:

„So ein Blutmädel! Auf mein Wort, die hats besser überstanden, als wir. Bravo, Golde!“

Aber seine Worte verhallten, ohne Anklang zu finden. Der alte Philosoph warf ihm einen neugierigen Blick zu und senkte die Augen. Golde antwortete nicht und lächelte nur still vor sich hin.

In jenem Tag sprachen wir nicht mehr vom Hunger, als hätten wir es vorher unter uns abgemacht.

Wir sangen ihr vor, und sie sang leise mit, so leise, daß wir kaum ihre Stimme hörten. Später erzählte Michal eine seiner Zauber geschichten, die wir alle so gern hatten. Jemand reichte Golde sein Skizzenalbum, und sie blätterte darin mit ihren feinen Fingern und betrachtete lange, lange jedes Bild. Ein anderer brachte ihr getrocknete Blumen, die er schon seit Jahren in seinen Büchern liegen hatte, der dritte gab ihr das Lieberbuch mit dem schönen Einband, das er vor kurzem „aus der Freiheit“ bekommen hatte.

Nach und nach wurde sie heiterer, ihre Stimme lauter und klarer. Sie erhob sich sogar ein wenig von ihrem Lager, um die Wölber besser betrachten zu können.

So verbrachte sie bei uns den ganzen Tag bis zum Abend. Als die Sonne unterging und das Dunkel durch die Fenster zu schauen begann, trugen wir sie hinüber in ihre Zelle. Sie war heiß wie Feuer, und auf ihren Wangen brannten zwei rote Flecken. . . .

Nach drei Wochen starb sie. Wie ein Licht brannte sie langsam ab vor unseren Augen — ohne Klagen, ohne Schmerzrufe, nach und nach mit jedem Tag, jeder Stunde verließ sie das Leben.

Wie früher, so war auch jetzt ihre Stimme klar und zart, wie früher leuchtete das Gold ihrer Haare, wie früher war ihr Antlitz edel und schön. Aber immer träumerischer ward sie, immer gedankenvoller, immer versönnlicher.

Wir sahen, wie sie ihr Leben aushauchte. Selsen konnten wir aber nicht.

Wie früher war sie still und sanft und hatte für jeden ihr liebes Lächeln bereit. Aber immer schmerzlicher ward dieses Lächeln, und in den letzten Tagen wußten wir nicht mehr, ob sie lächelte oder nur mühsam mit Tränen kämpfte.

Sie weinte nie. Wenn wir sie fragten, wie's ihr ginge, schloß sie sich auf ihren abgemagerten Arm und versuchte sich aufzurichten: „O, es ist nichts, mir geht's ganz gut.“

Und oft klang aus diesen Worten ein geheimer Stolz.

Sie starb mitten in der Nacht. Es war dunkel und still. Nur irgendwo, weit, jenseits des Fensters rauschte leise etwas — man

konnte nicht unterscheiden, ob es der Wind in den Zweigen oder ein rieselnder Bach war. Sanft und ruhig war ihr Tod, nur in den letzten Stunden drehte sie den Kopf fortwährend unruhig hin und her und flüsterte leise. Joseph erzählte später, er habe das Wort „Mutter“ gehört.

Sie war gestorben. Tief senkten sich unsere Köpfe, und stumm saßen wir in finsterner Nacht neben ihrem toten Körper. Joseph hatte seinen Kopf in die Erde gedrückt, suchte seine Tränen herabzuwürgen und schluchzte leise. Hinter den Gefängnismauern ertönte das Pfeifen der Schildwache.

Diese Nacht herrschte um uns.

## Kleines feuilleton.

Vom chinesischen Pops. Die Nachricht, daß die Kaiserinwitwe Tsu-si die Absicht habe, ihren Unterthanen das Tragen des Popses zu verbieten, stößt bei allen Kennern der Verhältnisse im Osten auf berechtigtes Mißtrauen. Daß die Kaiserin die Persönlichkeit ist, einen einmal gefaßten Entschluß auch um jeden Preis durchzuführen, ist genugsam bekannt; aber in diesem Falle würde sie vornehmlich eine Revolution hervorrufen, denn lieber opfert der Chinese sein Leben, als seinen Pops. Die europäische Vorstellung verknüpft den Chinesen unlösbar mit seinem langen dünnen Pops, und dabei wird oft vergessen, daß diese Sitte erst vor fünf oder sechs Jahrhunderten in China eingeführt wurde. Noch heute sind die Anfänge der Sitte nicht völlig geklärt, aber im allgemeinen nimmt man an, daß die Mode durch die erobernden Mandtschu nach China verpflanzt wurde. Wie die „Nature“ zu erzählen weiß, mußten die neuen Herrscher sogar zu eigenartigen Mitteln greifen, um die Chinesen mit der neuen Haartracht auszuföhnen: es erschien ein Edikt, das allen Verbrechern verbot, das Haar zu flechten. Damit wurde mit einem Schlage der Pops zum Symbol der Unbescholtenheit, und noch heute ist die Haartracht für den Chinesen jener Teil des Aeußeren, den er mit der größten Sorgfalt pflegt und hütet. Wie arm ein Chinese auch sei, seine Entbehrungen wird er scheuen, um die Summe zusammen zu sparen, die es ihm ermöglicht, zum mindesten alle 14 Tage einmal den Friseur aufzusuchen. In den Vorstädten der großen Städte gewahrt man an jeder Ecke die kleinen Läden oder die fliegenden Wagen, in denen die Friseure unter freiem Himmel ihre Kunst ausüben. Die Operation dauert sehr lange, denn sie beschränkt sich keineswegs auf das Flechten des Popses. Zuerst werden Stirn, Schläfen und Nacken rasiert, wobei sich der Friseur eines primitiven Gerätes bedient, das für den Europäer das Aussehen eines alten Stüdes Bruchseisen hat. Der Gebrauch von Seife ist unbekannt und wird durch warmes Wasser ersetzt. Mit derselben Eisenschere werden auch die wenigen Haare an Kinn und Oberlippe abgehacht. Dann wendet sich die Aufmerksamkeit des Haarkünstlers zu den Wimpern, die ebenfalls abrasiert oder ausgezupft werden. Die häufigen Augenentzündungen, denen man in China begegnet, sind nicht zum geringsten Teile auf diese seltsame Sitte zurückzuführen. Dann werden die Ohren behandelt, jedes Fältchen poliert und ausgewischt, und erst wenn all diese Vorarbeiten vollendet sind, schreitet der Haarkünstler zum Auslämmen und zum Flechten des Popses. Mit dem Haare wird dann ein buntes Band verknüpft, dessen Farbe der Kunde zu wählen hat; aber nicht der Geschmack entscheidet, sondern die Etikette, die bis ins kleinste geregelt ist. So befiehlt die Sitte dem Chinesen, nach einem Trauerfall in der Familie drei Monate lang den Haarkünstler zu meiden und in dieser Zeit darf er sich weder kämmen, noch Stirn und Nacken rasieren. Später wird in den Pops ein weißes Band verwoben, das aber nur bis zur Mitte des Popses reichen darf. Nach einer gewissen Weile ersetzt ein blaues Band das weiße. Schreitet er oder einer seiner Söhne zur Heirat, so tritt ein rotes Band als Symbol der Freude in seine Rechte. Aber neben diesen kleineren Haarkünstlern, die auf den Straßen die Toilettenbedürfnisse des niederen Volkes befriedigen, walten in den vornehmeren Stadtteilen in prachtvoll und luxuriös eingerichteten Räumen die Modefriseure der vornehmen Welt ihres Amtes. Die reichen Leute haben besondere Bediente, deren einzige Sorge der Pflege des herrschaftlichen Popses zugewandt ist. Die Sitte verbietet es auch dem niederen Kuli, seinen Pops frei herabhängen zu lassen, er muß ihn um den Kopf hinten oder an seinen Hut knoten. Diese kleine Neugierlichkeit symbolisiert eine gewaltige soziale Kluft. Die Fälle sind keineswegs selten, wo verarmte Chinesen Selbstmord begingen, weil ihr Herr sie zwingen wollte, den Pops zu knoten. Merkwürdigerweise haben die Diener das Recht, den Pops frei zu tragen. Bei einem Besuche ist das erste Erfordernis der Höflichkeit, daß man seinen Pops frei trage. Jemand den Pops abzuschneiden, ist wohl das größte Verbrechen, das der Chinese kennt; auf ihm steht die Todesstrafe. Denn ein Mann, der dieses Haarschmuckes beraubt ist, wird von allen als ein Verbrecher angesehen, und niemand wird ihn beschäftigen oder mit ihm verkehren. So ist es auch die erste Sorge der entlassenen Sträflinge, sich einen künstlichen Pops zu verschaffen, und die aus Europa heimkehrenden Chinesen, die im Dienste des Fortschrittes ihren Pops geopfert haben und bei der kurzgeschorenen Haartracht bleiben, sind wahre Helden, denn ihre Landsleute betrachten sie nicht anders, als wären sie toeben aus dem Buchstause entlassen.